



Hause gegangen, — das sind die winterlichen Theebende der Großmutter!

Im Sommer wird der Familienabend in dem großen, baumgärtigen Garten hinter dem Hause gefeiert. An die Stelle des „Schwarzen Peters“ treten dann feierliche Spiele im Freien; mit frohen Augen schauen die Großkinder und die älteren Onkel und Tanten von ihren Stühlen unter den Bäumen dem Spiele der Jugend zu.

Am allerfeiertlichsten aber sind die Extra-Familien-Abende bei der Großmutter: an dem Hochzeits- und den Geburtstagen der beiden Aeltern, Herrn und Frau, Weihnachten und Silvester. Da geht es bei der Großmutter auch extra hoch und lustig her und nach dem Thee kommt regelmäßig ein herzfreundlicher solider Thee-Punsch: im Sommer kalt, im Winter warm.

Und heute ist des Jahres letzter Abend — fröhlicher Silvester! Draußen ist es bitter kalt, wie es sein muß an einem echten, rechten Silvesterabend, wenn man sich in der warmen Stube der fröhlichen Gesichter herzlich erhitzen soll und bei jedem — ungeduldrig glatte Punsch so recht überzogen haben darf: „Das thut heute gut bei der Kälte!“ Ein Wort der Selbstentfaltung für des Schweders ungeduldige Gäste — und der willkommeneren Trübsinnunternehmung für den Götter.

Der Schnee liegt fasthoch auf den Straßen und glitzert im blauen Mondschne. Was schlägt die Aechelnde der Großmutter. Wie der Schnee unter den vielen Füßen und Füßchen knarrt und knirscht, die zum Silvester-Abend hinaus in die Vorstadt eilen. Die Tanten und Cousinen haben ihre warmen Mäntel umgenommen und die Knaben tief über das Gesicht gezogen, und doch glücken ihre Nasenbügel so rosig wie ein ganz — ganz kleiner Gletscher beim Sonnenuntergange. Die Onkel tragen flattliche Hüte- und Biberpelze und noch flattlichere Gieszapfen an den Bärten. Bis zu Halsen und Gieszapfen haben die jungen Bettern es noch nicht gebracht. Sie müssen sich damit begnügen, die erkrankten Hände möglichst tief in die Taschen der Lieberzieher zu stecken und den Hochtragen möglichst hoch hinaufzusehen, — und ohne Worte keine Gieszapfen!

Better Georg ist so glücklich, einen köstlichen weißen Schawl zweimal um den Hals geschlungen zu haben — o, der sieht gar prächtig aus, wenn die langen Enden mit den Franzen ihm über dem Rücken herabbaumeln — und warm hält er — o! bis hinein ins fröbliche Herz!

Diesen wunderbaren Schawl hat auch Großschens reizende, kleine, blühgügelige, goldblöde, „rechte Hand“ gestrickt und dem Better Georg zu Weihnachten geschenkt.

Natürlich haben doch auch Better Adolph und Max und Arthur, und wie die elf anderen Bettern alle heißen mögen, eben solche wunderbare weiße Schawls erhalten? — Das wäre ja sonst eine unwerthige Bevorzugung oder Zurücksetzung von der rechten Hand gewesen!

O, welche Zumuthung: fünfzehn weiße Schawls, drei und eine halbe Elle lang (ohne die Franzen), und drei Hände breit und doppelt patent gestrickt und so sauber wie frisch gefallener Schnee — nennt mir einer Großmutter rechte Hand, die in der Wirtschaft den ganzen Tag über vollaus zu thun und am Feuerabend noch zwei Dutzend blaumollene Weihnachtstrümpfe für arme Kinder gestrickt hat und nebenbei noch fünfzehn solche weiße Schawls, wie ich nach bestem Wissen und Gewissen vorhin beschrieben habe, fertig gestrickt hätte — und ich will meine rechte Hand eine linke nennen!

Und von Bevorzugung und Zurücksetzung kann nun erst recht keine Rede sein, — denn warum haben Better Adolph und Max und das andere Dutzend nicht auch mit Cousine Gretchen — vor der Großmutter Gretel genannt — am ersten Theebende im November Nüsse getnaht und Bielliedchen geschrieben und das Bielliedchen am nächsten Theebende gewonnen? Ich für mein Theil hätte das wenigstens mit dem allergrößten Vergnügen gethan, wenn ich Better Adolph und Max oder ein Zwölfstel des Dutzends gewesen wäre. Und wenn mir jetzt jemand mit einem gewissen mildeblauen Lächeln und tugendhafter Nüchternverachtung oder gar mit der milden Wiener fittlicher Entrüstung sagen will: Gretel hätte ihr Bielliedchen zehnmal gewonnen können, wenn sie nur gewollt hätte — aber sie wollte nicht, um dem Better Georg zu Weihnachten einen weißen, doppelt patent gestrickten Schawl stecken zu können, der warm bis ins Herz hinab hält, auch wenn die Pipel auf dem Rücken

baumeln — weil Gretel und Better Georg sich schon von Kindheit an so recht herzlich gut sind — mögen sie sich dies auch erst am letzten feierlichen Pfingstabend draußen im Garten in der Kugelfurmlaube gestanden und mit Küßen und mit Freudenthränen besiegelt haben — dem Demant möchte ich hiermit öffentlich ins Gesicht sagen, daß dies mich herzlich von Cousine Gretel und Better Georg freut, denn ich weiß in diesem Augenblicke auf der ganzen Welt kein Pärchen, das mir mehr ans Herz gewachsen wäre!

Gretel kennen wir schon als Großschens liebe, emsige, rösige, kleine „rechte Hand“, und daß sie in vieler Weise Augen den Fehler hat: eine arme Waise ohne einen Pfennig Vermögen zu sein. Wir müssen jetzt aus reiner Gewissenhaftigkeit sogar noch hinzufügen, daß Gretel weder in Amerika noch in Spindeln einen reichen Erbschaft hat, der plötzlich zurückkommen kann und Gretel mit ihrem Schicksal ansäuslet. Mit einem Worte: Gretel ist arm wie eine Arschmaus!

Unser Georg ist ein fröhlicher lieber Junge mit einem hübschen, offenen Gesichte und einem offenen, biederen Herzen — aber auch Georg hat (wenn ich an das Gehändnis und die süßen und süßigen Siegel in der Kugelfurmlaube denke) seine großen Fehler: erstens ist er noch so sehr jung, kaum zweenzehnjährig Jahre, — und das ist sein kleinster Fehler, denn er verwehrt sich von selber, von Tag zu Tag — von Jahr zu Jahr. Zweitens ist er noch ganz unselbständig, — d. h. aus der kaufmännischen Sprache überlegt: er hat kein eigenes Geschäft. Drittens und letzten und das ist der schlimmste Fehler! ist er der einzige Sohn des reichsten Kaufmanns in der ganzen Stadt, dessen Namensunterstützung alle Geldmänner an den bedeutendsten Börsen der alten Welt mit sich fürchten lesen, — ein so gewaltiger Kaufmann ist Georgs Vater! Georg denkt zuweilen mit bangen Herzen, er würde dem lieben Onkel recht von Herzen danken können, wenn sein Vater ein etwas weniger gewaltiger — Kaufmann wäre!

All diese erschrecklichen Fehler zusammen addirt finden wir es ganz natürlich, daß bis jetzt noch niemand außer dem bunten Stieglitzpaar in der Kugelfurmlaube, der grauen Witz in der Küche und dem Kanarienvogel im Speisezimmer, wo Georg immer alles Unmögliche sucht, wenn Gretel den Tisch deckt, eine Silbe von dem süßen belieligen Liebesgesängen zu hören bekommen hat.

Warum aber schaut die Großmutter ihre emsige kleine „rechte Hand“ und den jungen Georg, der keines seiner leuchtenden braunen Augen von dieser „Hand“ läßt, an den Theebenden oft so ganz eigen lächelnd an? und gerade heute am Silvester-Abende, wo Gretel die Theetassen ordnet und Georg ihr gerne ein wenig helfen möchte, da er doch einmal „zufällig“ neben der kleinen Bicovirtin sitzt — (wunderbar, daß der Zufall alle Sonnabend abends dasselbe Spiel spielt!) — lächelt die Großmutter darüber, daß Georg alle Theelöffel auf eine Unterplatte packt und noch dazu verlehrt, den Stiel nach unten? Oder lächelt die Großmutter über Georgs Mißgeschick, der wieder einmal alle Stühle an dem großen Theetisch und an den kleinen Nebentischen besetzt fand und aus dem Eckzimmer einen Stuhl herbeiholen mußte, der durchs an einem andern Tische mehr einen Platz fand als an dem herangerückten Tische dicht neben der Großmutter, wo die große alte silberplattirte Theemaschine mit den schwarzen Geboltschneckenblättern und über ihrem Spiritusflämmchen summt und summt und Gretel den Thee bereitet? — Ja, wirklich ein sehr unbequemer Platz für einen jungen Mann, der — nicht in die hohe Theeschänkein zurücktritt verlehrt ist!

O, die Großmutter ist eine gar kluge Frau, die ihre sonnenhaften, lichtblauen Augen und das große warme Herz auf dem rechten Fleck hat!

Da sitzen wir nun mit einmahl an der Großmutter Theetisch, — aber schade, daß wir die Begrüßung und die drei Dutzend frostigen Lippen über die „grimmige Kälte“ und das Abnehmen der Mäntel und Pelze und Gieszapfen, und besonders des einen weißen Schawls verjäumt haben! Ja dieser weiße Schawl war so fürchterlich anständig, im Gedränge der sechs Dutzend Mänteln und Hüte und Kappen und Mäntel und Pelze und Lieberzieher in's Hands oder gar in's Fußgengerage zu kommen und dabars an seiner Reinheit etwas einzubüßen, daß er von niemanden anders aufbewahrt sein wollte, als von der kleinen emsigen, rösigen Hand, die ihn doppelt patent gestrickt hat. Diese kleine Hand war in der Küche, — da mußte Georg dem anspruchsvollen Schawl zu Liebe sogar in

einem schwarzen glänzenden Stoffe, schwarzseidene Strümpfe und säuberne Knie- und Schuhspinneln trug. Dabei war er einer der beweglichsten Leute, die mir in meinem Leben vorgekommen sind: sein mageres Köpfchen im Nacken kam leinert Augenkübel zur Höhe. Wenn er nicht gerade schrieb oder sah, hielt er in der linken Hand eine große silberne Tabakspife und zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten eine Pfeife. „Unter Soldat — lies geladen haben — gleich losziehen können!“ — sagte er hierüber in seiner hastigen, abgegrabenen Weise recht zuweilen scherzend. Das Besondere in seiner abgerissenen Art zu sprechen erstreckte die Beweglichkeit seiner Arme und seines ganzen Leibes zur Genüge. Sein Geist war in fortwährender Thätigkeit für sein ausgebreitetes Geschäft: das war sein Alles — leber!

Meine Reisebeschreiberin hatte mich in des Onkels Comtoir geführt: der Onkel dankte ihr und sah dabei kaum von seinem Bulte auf. Ich fand verlassen und bang an der Thür, der Onkel jedoch ruhig weiter, nur ein flüchtiger Blick nach mich gestreift. Ich weinte, er schüttelte nur mit dem Kopf. Als sein Brief beendet war, trat er hastig auf mich zu, sah mich mit seinen lebhaftesten hellgrauen Augen prüfend an und sagte: „Vater viel zu gut — alles fortgegeben — keinen Pfennig Kind — nicht meinen — Thranen nicht leiden — artig Kind — nicht weinen — Thranen nicht leiden — artig Kind sein — gut haben — Muese wird! — Kind Hofinen geben — Wandeln — hübsch spielen mit Rob — bis Tante nach Hause kommen!“ — und dabei waren der kleine magere Pop und die silberne Tabakspife und der rechte Daumen und Zeigefinger in beständiger Bewegung!

Gogleich kam Muese Blick, nahm mich an der Hand und führte mich in den Laden. Fremdbild streichelte er mir das Haar und gab mir zwei große Ditten mit Hofinen und Wandeln. Dann brachte er mich auf den Hof an ein stilles, sonniges Plätzchen zwischen den Kisten und Kästen, die vor den hohen Speichern aufgeschirmt waren. Dort hob er mich in seine Arme und schaute mir so recht lieb und traurig in die Augen und sagte: „Armes Kind, Du weißt noch nicht, was Du verloren hast — ich habe auch nicht Vater und Mutter mehr, darum habe ich Dich jetzt schon so recht herzlich lieb. Willst Du mir auch ein Ditzchen gut sein, als wäre ich Dein Bruder?“

Ich nickte ihm unter Thranen lächelnd zu — er küßte mich herzlich und ich schlang meine kleinen Arme zutraulich um seinen Hals, als wenn wir uns schon lange.

„Wie heißt Du?“

„Riechth!“ sagte ich schon ganz dreist, — „und Du?“

„Richard — alle sagen aber dich zu mir und so kamst Du mich auch rufen, wenn der Rob, Dein Better Jakob, Dir etwas zu leide thut. Das ist ein böser Junge und thut nichts lieber als andere Kinder schlagen oder Fünde und Augen quälen. Ich will Dir aber immer beistehen, meine Fünfe nennt der Rob schon. Ich bin der jüngste Lehrling im Geschäft und Eltern eingesehnt.“ Nun will ich Dir ein kleines Märchen zum Spielen holen!“

Wie kam mir das Märchen des kleinen Gretel wieder und machte aus Papier kleine Ditten und zeigte uns, wie wir mit den Hofinen und Wandeln hübsch Kaufmann spielen könnten — die schmeckten dann noch viel schöner als sonst.

Als Richard fort war und Gretel und ich wüthig spielten, kam Rob und sah uns alle Hofinen und Wandeln an und fragte, uns in den Brunnen zu werfen, wenn wir es jemand sagten.

Jakob war des Onkels einziges Kind und ein lang aufgeschossener schlanker Junge mit flachgebogenem Haar und sehr vielen Sommerprossen in dem schmalen Gesichte. Er war der Tante Herzblatt — ihr Alcott — ihr Vergug! Wie die rechte Mutterliebe der größte Segen für das Kind ist, so kam die blinde Mutterliebe ihm zum Unglück — ja zum Fluche werden. Eine Mutter darf die Augen nicht zumachen, wenn ihr das Herz aufgeht!

Die Tante war eine liebe, gute Frau, ich verdaute ihr viel und segne noch oft ihre Hüfte. Sie hatte mich lieb und sorgte wie eine Mutter für mich. In der Hauswirtschaft war sie thätig und sorgsam und sie hielt mich, als ich heranzuwuchs, fleißig zur Arbeit an. Und in der Jugend arbeiten und die Arbeit lieben lernen, ist die beste Ausstattung für's Leben. Kinder, ich hoffe, daß ich mein Theil richtig dazu beizuge, Euch so auszustatten, und daß Ihr mir dies jetzt dankt, wenn

Ihr's in den jungen, flatterhaften Jahren auch nicht immer einfaßt. Auch mein Gretel nimmt diese Ausstattung von der Großmutter mit!

Dabei nicht die alte Frau Georg und seinen Eltern herzlich und harmlos zu und fährt fort: „Also, wie gesagt, ihr „Kobden“ war der Tante ihr Alles auf der Welt; tief ihr mehrere Kinder jung gestorben waren, lebte sie in beständiger Furcht, auch dies letzte Kind könne ihr entrispen werden. Sie verarbeitete und verzog den Jungen gründlich und sah ihm alle Unarten so lange nach, bis es für die schwache Hand der Mutter zu spät war, sie zu strafen — auszurotten. Und dennoch vergötterte die Mutter auch dann noch den Siesling — aber sie zitterte vor ihm.“

Der Onkel hatte sich wie um die Erziehung seines Sohnes gekümmert. Er rebete sich ein, Kinder erziehen sei Weiberache — die Zeit des Mannes gehöre ganz dem Geschäfte! Grundfalsch! dem Vater sind die Kinder eben so gut vom lieben Gott in die Hand gegeben, sie für seinen Himmel auszubilden, so lange sie noch junges, weiches Wachs sind, als der Mutter; was er ihnen in der Jugend an Liebe und Zucht abgesehen hat, ersetzt er ihnen durch die Schläge, die er im Schwelge seines Angelegens für sie erarbeitet hat, nun und nimmermehr!

Von den kleinen Unarten seines Sohnes sah der Onkel wenig, — die schwache Mutter war beständig darauf bedacht, sie vor dem Vater zu verbergen. Und als sie mit dem Knaben zu großen Unarten — zu Lasten herannahen und sich nicht mehr verbergen ließen, — da parierte Jakob selbst dem Vater nicht mehr!

Kinder, ich denke noch heute mit Entsetzen an eine Scene, wie der neunzehnjährige Junge mit Dohnblaud und erbobenen Arme dem eigenen Vater gegenüber stand, weil dieser ihm für sein lasterhaftes Leben das Geld verweigerte. Die Mutter war dem Sohne in den Arm gefallen, — er stieß sie rosig zurück!

Das Ende dieses fürchterlichen Auftretens war, daß Jakob nach an demselben Tage nach England gehen mußte. Der Vater brachte ihn in einem befreundeten Handelsmanne ins Comtoir, das als Zuchtstrafe für jähnelose Dinglinge im Duse fand, und beschränkte ihn im Taschengelde auf das nothwendigste, — die arme Mutter verzog dagegen seine Besäße nur so reichlich. Der Onkel sprach mit darüber, wie sehr er unendlich litt; aber man sah es seinem schnell alternden Gesichte an. (Schluß folgt.)

### Titelrath und Kauf.

B. Aus dem Verlage von Wilhelm Vankö in Berlin SW., Friedrichstraße 24, liegt uns unter dem Titel: „Der ländliche Grundbesitz, seine Lage und seine Bedeutung, eine sozialpolitische Studie von H. Nordmann (102 S., 1.20 M.) vor, welche in fünf Capiteln wie Valen anziehender und gemeinverständlicher Weise alle die zahlreichen Beziehungen behandelt, in denen der Grundbesitz zur Gesetzgebung, zum beweglichen Kapital, zur Auswanderung u. s. w. steht. Es giebt fast keinen Punkt in diesen weitläufigen Fragen, den der Verfaßter, wegen eine von höchstberechtigten Kenntnissen freie, nur auf die Sache zielende und von einem geschickt ausgearbeiteten statistischen Material unterstützte Darstellung zur Seite stellt, nicht berührt hätte. Dabei liegt es ihm fern, für irgend eine politische Partei einzutreten; unerschöpflich zieht er die Konsequenzen seiner Ausarbeitungen; läßt überall die Erläuterung seiner Zeilen sein. Er befruchtet, daß ähnlich wie der Handel kein Handelsrecht giebt, so auch der Grundbesitz im Lande kein Grundrecht haben muß. Als die Hauptaufgaben derselben giebt er die Beilegung des jetzigen gleichen Erbrechts in Bezug auf ländlichen Grundbesitz und die Abfassung der Verordnungen dieses Bestes an. Einmal seiner Prosa überdient er verdienstliche Verdienste der Landwirtschaft, z. B. über die Eintheilung aus Rußland, das Anwerben der Wirtschaftlichen, die Grundbesitz, so auch die Grundbesitz, im Lande zu einer eingehenden Behandlung der berechtigten Verdienste, die namentlich in den Kreditverhältnissen liegen, übergeben. Das weitläufige Hebel liegt ihm jedoch in der Beilegung, für deren Ueberlegung es nicht an Vorlagen gekehrt hat, die jedoch leider ihre Wirkung mehr oder minder verheeren. Die Prosa giebt eine klare Kritik dieser Vorläge, welche in dem Maße gewirkt, daß der Grundbesitz, so auch die Grundbesitz, nicht vertragen und die Verordnungen der Rußland, die erst nach der Stein-Ordnenberichten Gesetgebung möglich geworden, ein weitlicher Fehler der letzteren ist. Auf 14 Seiten findet sich auch eine Beschreibung der Substitutionsgesetzgebung vor. Interessant war es uns, im Gegensatz zu einer neulich in



Uniformknopf denken, der das ganze Regiment Soldaten im Sauerthopf vergiftete — ha, ha, ha! — ja, das, die Geschichte bekommt Du noch oft von mir zu hören. Und wenn der Johann schon zurück ist, soll er schnell wieder zum Doktor laufen und ein Kompliment sagen: mir alle wären pflöglich wieder gesund geworden. — Deiner Weife, armer Peter, die starr an das Land erinnert, wo Milch und Honig fließt, sündige ich, wird kein Doktor helfen können!

So weiß die frohstimmige alte Frau die letzten Wollenschatten von den Seiten ihrer lieben Fortzuführen. Dann faltet sie die Hände im Schooße und sagt ernstlich: „Kinder, mit dem Schwärzen Peter wird es heute doch nichts mehr, der tolle Schwärz hat uns die Partie verdorben. Denke aber nicht, daß sie Euch geküßt ist, der liebe Alte und ich haben Euch morgen zum frühlichen Neujahrsabend ein und ha holen wir den Schwärzen Peter und die heut eingekiffte Fröhlichkeit doppelt wieder nach — ja, ich hoffe, wir alle werden morgen recht froh und vergnügt sein!“

Dabei läßt die gute Großmutter einen gar hellen Blick nach der Fensterhölle gleiten und fährt dann fort: „Mit dem Schwärzen will's auch nicht mehr recht gehen, da will ich Euch eine Geschichte erzählen wie die Großmutter zu dem Brauttrank kam, von dem ihr heute Thee getrunken habt — soll ich?“

„Ja, bitte — bitte Großchen — das wird hübsch!“  
 „Nu, wo, auch am Ende als Geschichte nicht sehr hübsch, so kann ich doch jeder von Euch ein Theil davon nehmen!“  
 Die Großmutter schaut die wenigen drüben Myrtenblätter, die dem heißen Wasserhabe entronnen sind, sumend an — in dem Gedanken schüttelt sie das Papier und hält es dicht vor's Gesicht, als düstete die Myrte ihr zu — dann schüttelt sie wehmüthig lächelnd die Köpfe, fährt sich mit der Hand ein paar Mal über die Augen und beginnt:

„Mein Vater war zu seiner Zeit einer der bekannsten Aerzte Berlins — eben so sehr durch seine Menschenfreundlichkeit als seine medicinische Wissenschaft. Er war unermüthlich thätig in seinem Beruf, ohne dabei auf materiellen Gewinn zu sehen. Was ihm keine reiche Praxis einbrachte, gab er fast ganz den armen Patienten. So kam es, daß die Armen Berlins sich auch in sonstigen Verlegenheiten an seinen Rath und Beistand wendeten, und nie umsonst. Dabei wohnte im eigenen Hause oft das Nöthigste, denn die Mutter gab eben so gern und reich. — Ein kleiner Zug von dem liebevollen und liebenswürdigen Herzen meines Vaters ist mir noch lebhaft gegenwärtig. Wir wohnten unter den Häusern so berühmten gewordenen Linden. Nach dem Mittagessen liebt der Vater es, mit seinem Töchtern an der Hand, bei schönem Wetter unter den Bäumen auf- und abzugehen. Dies war die einzige Erholung, die er sich gönnte. Eines Tages — ich war etwa fünf Jahre alt — trafen wir bei diesem Spaziergange auf eine arme Frau, die ängstlich etwas auf dem Boden zu suchen schien. Dabei weinte sie bitterlich. — „Habt Ihr etwas verloren, liebe Frau?“ fragte mein Vater.

„Ja, ich sollte meines Mannes Stiefel vom Schuhmacher holen — mein Mann ist Arbeitsmann und kann ohne sie nicht auf Arbeit gehen — da hab' ich einen Thaler verloren — und es war unler letzter!“

„Liebetz“, sagte der Vater zu mir, „da wollen wir der armen Frau suchen helfen, sperr die Kleingeln nur ja recht weit auf und laß Dich fleißig nach allen Seiten um! — War es ein Stück Geld?“

„Ja, ein blanker preussischer Thaler!“  
 Wir gingen mit der Frau und ich war sehr eifrig beim Suchen — da hörte ich es hell zu meinen Füßen klingen, und vor mir lag ein blankes Geldstück. Verwundert hab' ich zum Vater auf, denn ich hatte es deutlich niederfallen sehen. Er aber nickte mir lächelnd zu — da bückte ich mich geschwind und brachte der Frau den Thaler. Die hob mich auf ihre Arme und küßte mich und sagte, ich sei ein Sonntagkind, da ich so gelegene Augen habe — ihre dümmen Augen hätten schon dreimal über die Stelle hinweggesehen. Ich würde gewiß noch einmal eine reich gelegene, glückliche Frau, und die Preisbelegung der armen Frau, Kinder, ist im vollsten Maße eingetroffen!

„Aber, Herr Vater“ sagte ich, „das blanke Stück fiel doch von oben herunter — wie aus dem Himmel!“

„Ja, Liebetz, der liebe Gott schickte es der armen Frau,

weil sie so sehr in Noth war!“ — und der Vater lächelte mich gar eigen an.

Ich glaube wirklich, der Thaler sei vom Himmel gefallen, — ich dachte in meinem Betenden Abends noch oft darüber nach und so habe ich die kleine Geschichte nicht wieder vergessen.

Nach einem Jahre starb der Vater. In Berlin wütheten damals die schwarzen Pöden fürchterlich. Der Vater war Tag und Nacht in seinem Berufe thätig. Eines Abends kam er sehr erschöpft und unwohl nach Hause, — nach wenigen Tagen erlag er der fürchterlichen Seuche. Meine gute Mutter, die ihn unermüthlich gepflegt hatte, starb drei Tage darauf an derselben Krankheit.

Ich saß damals noch nicht die ganze Größe meines Verlustes, — bald meinte ich, daß Vater und Mutter nie wieder zurückkehren würden, — bald freute ich mich über die vielen schwarzen Kuffen vor unserer Thür und den Klagen und die Schreien, die mir die Leute schenkten — — ich war ja noch ein armes, glückliches, gedankenloses Kind!

Und dann sah ich in der Post unter wildfremden Leuten und sehr nach Bremen. Eine freundliche Frau sorgte für mich und erzählte mir Geschichten und zeigte mir viele Städte und Dörfer und Schafe und Kühe, — an denen wir vorbeifahren, — so vermag ich mein Vagen unter den fremden Menschen bald, und wenn ich milde war, legte ich meinen Kopf in den Schoß der freundlichen Frau und schlief sorglos ein.

In Bremen wohnte der einzige Bruder meiner Mutter, der wollte die Waife zu sich nehmen. Er war ein großer Kaufmann in der alten Hansestadt. In seiner kurzen Geschäftsreise hatte er auf die Nachricht von dem Tode meiner Mutter an einen berliner Geschäftsfreund geschrieben, seine Richte bei nächster sicherer Gelegenheit an ihn zu erpediren!

Nach fünfzehn langen Tagen langten wir in Bremen an, — heute macht man die Strecke in einem Tage. Meine Beschützerin, die, aus Bremen geblieben, nach dem Tode ihres Mannes jetzt dortsin zurückkehrte, führte mich in des Onkels Haus.  
 Es war eines von jenen alten weitläufigen Kaufmannshäusern, wie man sie heute selbst in den großen Seehandelsstädten nur noch sehr sparjam findet. Von der Straße aus trat man auf einen großen Hofraum, auf dem man bequem mit Pferden und Wagen umwenden konnte, — und so hoch wie eine Kirche! Die schweren eichenen Thormenge waren nicht mit eisernen Nägeln beschlagen. Rechts ging es in den Kaufladen mit Kolonialwaaren, in die Comtoirs und sonstigen Geschäftsräume. Dort waren auch die Wohnungen der Commis und Lehrlinge, die nach damaliger guter Sitte noch alle im Hause wohnten und eben und mit zur Familie des Kaufherrn gerechnet wurden. Ja, damals lernten die jungen Leute nicht so früh das verberbliche Wirtschaftsansehen und viele kostspielige Lebensbedürfnisse kennen — damals gingen auch nicht so viele von ihnen erbärmlich zu Grunde wie heutzutage. Darum sind der liebe Alte und die Großmutter der altbürgerlichen Sitte nicht untreu geworden, wenn's auch nicht ganz bequem war, oft zwanzig Eßer am Tisch zu haben. Doch davon wollte ich ja eigentlich nicht erzählen — und nichts für ungut, Kinder, wenn die eine oder andere von euch sich von wegen der Bequemlichkeit der Hausfrauen getroffen fählt, — die Großmutter meint's gar!

Auch die Hausmächte wohnten in dem Flügel auf dem Hofe mit ihren Familien; die Väter wurden alt und grau im Ge-schäft und die Söhne wuchsen in ihre Stellen hinein, die Töchter faßen im Hausfalle — es war alles wie eine große Familie und das Geschäft künftige dabei herrlich. Jeder hatte seine Freude daran, als wär' es sein eigen.

Auf der linken Seite des Hofraums waren die Wohnzimmer des Kaufherrn und seiner Familie — alle einfach solide Räume mit hundertjährigen Erbmöbeln.

Die übrigen vier Stockwerke des hohen Gebäudes wurden als Kornböden und Lageräume benützt. Feinsten gab es nur im Erdgeschosse, darüber zogen sich unabhänge hölzernen Laken bis in die Spitze des Daches hinauf. Die ganze Front war funktvoll mit Nischen und Erkerböden und sonstigen Zierrathen von gebrannten Steinen geschmückt.

Und dann stand ich zum ersten Mal meinem Onkel gegenüber. Er war ein kleiner, bürer Mann, der stets einen hochgetrauten Rock mit blanken Stahlfüßchen, Kniegößen von

die Küche gehen; in der Küche war aber natürlich auch kein geeigneter Aushaltort für einen so ängstlichen weisen Gesellen, — wie leicht konnte die Christine ihn mit ihren rüstigen Fingern zu nahe kommen — er mußte also in der Spielstammer untergebracht werden. Georg leuchtete, und Gretel trug den Schmal sorglich in beiden Händen in die Spielstammer, — wie viel Zeit und Hin- und Herlaufen und gar eigenhändige Künsteleien dazu erforderlich waren, bis der strampelnde Patengestirte auf einem Weibbeutel ein Pläschen fand, — davon hobt ihr gar keinen Begriff! Und wollte ich mir die größte Mühe geben, Euch diesen Begriff bezubringen, so würde das verlorene Vielesmal sein — Ihr würdet mir nicht glauben — und nichts kann für den Autor einer höchst wahrhaftigen Sylberler-Zeichenscheit schwerlicher sein! Nur noch Folles: Daß die Küchen-Christine sich nicht wenig über das rasige Gehen der Leuten wunderte, als viele endlich aus der kalten Spielstammer hervorkamen. Als aber die Christine nachher fand, daß der Schmal auf einem Weibbeutel lag, da wunderte sie sich nicht mehr über die viele Mühe, die er den jungen unerfahrenen Leuten gemacht haben mußte, — sie selber als „alte Person“ hätte für den ängstlichen Weifen kein vortheilhafteres Pläschen auffinden können. Auf dem Beutel mit Weibemehl konnte er im schlimmsten Falle doch mir noch weiser werden!

Es ist gar bequelig und angenehm warm in dem großen Wohnzimmer der Großeltern, besonders wenn man an die „grünliche Kälte“ und die Eisgassen draußen denkt. Zwei große Moberaturlampen geben ein helles wohlthuendes Licht und der Theehisch sieht so lieblich und einladend aus, daß man schon am Anblicke genug haben könnte. Das blendende weiße Damasttuch hat Erberbüchel mit Blüten und Früchten im Muster und duftet gar wenig nach Lavendelblüthen; die sammelt die Großmutter alle Sommer im Garten und streut sie zwischen die Wäpfe in der Kommode. Zu der großen Theeserviette hat noch die Mutter der Großmutter das Garn gepommen, als sie eine junge, glückliche Braut war. Ja, das ist jetzt nun schon eine uralte verschollene Geschichte! — Die große almodische Theemaschine summt still vor sich hin und die kleinen almodischen Tassen lachen über's ganze Gesicht, und doch sind ihre Goldränder schon recht verblühen. Die Theetischen und Zwiebacken in den gemalten Porzellantröbchen sehen so recht zum Einbeifen aus und der Zucker in den silbernen Kästchen gar, als müßte ein Stüchchen den Thee so überflüssig machen, wie an einem andern Theehische kaum zwo!

Gretel steht neben der Großmutter und hebt den Deckel von der Theemaschine und schaut allfing in dem weißen Wasserdampf hinab — richtig, das Wasser kocht über und über und hat die größte Lust, schon aus dem Kessel zu sprudeln.

„Großchen, ich finde die Theebüchse nicht auf ihrem Plage?“  
 „Kind, ich habe wohl ganz vergessen, Dir zu sagen, daß ich die Theebüchse heut zum Silberarbeiter schickte, als die Christine auf den Wochenmarkt ging. Das Schmarer hat sich gelöst.“

„Du findest den Thee in einem blanken Papier im Eschtränkchen, — so nimm doch Licht mit, Gretel!“  
 „Ich habe das Theepapier schon!“ und Gretel raschelt im Nebenzimmer mit einem Papier.

Großchen sitzt neben dem lieben Alten in der Sophaecke und schaut mit ihren sonstigen Augen von Einem zum Andern und sieht einem jeden herzlich vergnügt zu. Das Schwärzen summt leuchtig um den Theehisch herum, das die Theemaschine fast überhimmelt wird — und das will doch schon was sagen. Von der Weife Bratäpfel, die vor einer Viertelstunde in der Feuerhölle das große Wort führten, hört man kaum noch in der leisen Surren und das erste in der Bratäpfelprache das leiste Surren. Nur wenn einem Bratäpfel das Darcin in der Höhle gar zu heiß vorkommt, dann schreit er wehlich-schmerzlich laut auf: „Piff!“ oder „Paff!“ — je nach seinem Stimmenvermögen — und die anderen jurren ängstlich durch einander: „Es ist schon wieder ein echter Vorvorher geplakt!“ Ja, das ist für einen Bratäpfel nichts geringeres, als wenn ein Mäselmann sich den Bauch aufschlitt!

Gretel tritt wieder in's Wohnzimmer; in einem Tassenlopfel ist der Thee. Gretel brüht ihn mit etwas lodendem Wasser ab und schüttet ihn dann in die Theekanne und brodelndes Wasser darauf. . .

So, der Thee hat genug gezogen, genau fünf Minuten. Die

linke rechte Hand schenkt ihn in drei Duzend und — ich weiß nicht genau, wie viel Tassen darüber.

„Kind, Du hast es heut außerordentlich gut mit uns gemeint, der Thee sieht ja ganz dunkelgrün aus? Du farrter Thee ist für das junge Volk aber gar nicht gut, macht das Blut heiß und die Hört den gesunden Schlaf.“  
 „Lieb Großchen, ich nahm nur, wie immer, einen Theelöffel voll auf zwei Personen.“  
 „Nun, im Dunkel ist gut munkeln — wie jener Mann sagte, ehe er im Dunkel einen dicken Zug aus der Timen-anhalk aus der Bierhölle that — Du wirft den Theelöffel wohl mit einem kleinen Saufen genonnen haben!“ sagte der Großvater lachend.

„Der Thee ist gut.“ schob die Großmutter ein, Zucker und Milch in ihre Tasse rührend, „echt russischer Karamantthee. Der Anton hat mir zu Weihnachten wieder einige Pfund direkt aus Petersburg geschickt. Der gute Junge vergißt doch immer noch nicht, daß der liebe Alte ihn ohne Thee und in's Geschäft aufnahm und zum tüchtigen Kaufmann auszubildete.“

„Und das die liebe Alte wie eine Mutter für seine Wäpfe und Kleidung sorgte und ihn Tag und Nacht im Verrennecker pflegte.“ fährt der Großvater herrlich fort und drückt der Großmutter beide Hände, — „dem Anton soll es in Rußland sehr gut gehen!“

Endlich sind alle Tassen gefüllt und herumgereicht. Gretel hat ihrem Nachbar verziehen seine Tasse mit Zucker und Sahne zurechtgemacht und Georg ihr dafür ebenso verziehen unter dem Tische die Hand gedrückt. Während toftet Georg ein Schlüchchen — schnell legt er jedoch die Tasse wieder nieder, das Vöchlein ist verschunden. Georg denkt bei sich, daß er der Süßigkeit des Zuckers vorhin doch wohl zu viel Ehre angethan hat, sein Thee schmeckt gar nicht angenehm süß. Da fällt ihm plötzlich ein, daß er sich beim Schelten der Großmutter auf die moderne Finge der Gesellschaft sehr vornahm, ehrlich zu sein — und dann gefiebt er sich sogar ein, daß sein Thee recht hübsch, gallenbitter schmeckt! Gleich darauf aber sieht der gute Georg seine kleine Nachbarin mit einem Blick an, der sich alle mögliche Mühe gibt zu sagen: „Vergieb mir, daß ich so ehrlich über die Bitterkeit Deines Thee's denke, süßes Wäpchen!“

Aber Georg ist nicht der einzige Christe in der Gesellschaft: auch die Dntel und Tanten, die Cousinen und Vettern verzehren den Mund beim ersten Theeschlücken und legen geschwinde die Tassen wieder nieder und machen ein Gesicht, als wollten sie sagen: „Brrr!“ oder „Puff!“ wie schmeckt der Thee.“ Aber sie sagen nichts, denn Großchen hat noch nicht gefiebt und Großchens Urtheil wird den Nagel auf den Kopf treffen. Wehr wie eine Hand greift jedoch zum zweiten Mal zur Zuderdose und Mumfahle, um dem Theegeschmack etwas zu Hülfe zu kommen — aber es hilft nichts: der Thee schmeckt nur noch widerlicher.

Auch Georg hat seine Hand schon nach der Zuderdose ausgestreckt, — wie aber sein Blick dabei über Gretchens hübsches Gesicht gleitet, er schnell und schuldbeuigt die Hand zurück. Sein Auge steht wieder um Vergebung für seine Ehrlichkeit — und in seinem Herzen reißt schnell ein großer Gedanke zum höchsten Entschluß heran!

Ja, das arme Gretel glüht wie eine Purpurrose: sie hat all diese unangenehmen Brrrs und Puffs und die wirklich ausgeführten Attentate auf die Zuderdose mit angesehen und selber einen Theelöffel voll Thee gefiebt — und sie erkennt in ihrem ehrlichen Herzen das allgemeine Urtheil für ein sehr mildes! Vergessens strengt sie ihr Köpfchen an, um herauszugröbeln, was sie bei der Theeberichtigung versehen hat — sie findet nichts. Sie hat den Thee vorher abgeriebt und seine Sekunde länger liegen lassen, als die Großmutter es liebt — sie hat die Theemaschine vor der Benutzung eigenhändig dreimal mit lodendem Wasser ausgepült — und doch ist sie die schuldige Verfasserin dieser widerlichen gallenbittern Brülle und sie hat diehede den Gassen der Großeltern als russischen Karamantthee vorgelegt — o, was Großchen wohl zu dem entzücklichen Getränk sagen wird — und Gretels Auge hängt bang an der noch immer unberührten Tasse der Großmutter und in dem Augenwinkel quillt es fauch und immer feuchter und größer, bis zuletzt eine blinde runde Thräne an der Wimper hängt.

Die Großmutter hat unangelegentlich mit dem lieben Alten und der Schwiegertochter Antonie über die neugegründete



Mädchenherberge gesprochen und wunderbarer Weise von der allgemeinen „Verblüththeit“ und „Schweigsamkeit“ an ihrer Tafelrunde nichts bemerkt. Jetzt nimmt sie ihre Tasse in die Hand und schaut sich verwundert um: „Kinder, was ist das — ihr Schwätz ja gar nicht und icht aus wie die Köchin, die in Liebesgedanken sitzt, das Spruz Stiefelkappe aus Schwarz-sauer, geg?“ Dabei nähert die Großmutter ihre Tasse mechanisch langsam den Lippen.

In dem großen Gemach herrscht eine Stille, von welcher der Volksmund zu sagen pflegt: Ein Engel schwebt durchs Zimmer. — Aber es ist diesmal kein fremdlicher Engel. Aller Blicke sind erwartungsvoll auf die Großmutter gerichtet, die jetzt sanft die Tasse an den Mund setzt. Gretchen zittert so heftig, daß die beiden großen blühenden Tropfen an ihren Wimpern das Gleichgewicht verlieren und auf ihr weißes Schürzchen niederfallen.

Das Hallen dieser beiden Tropfen läßt Georgs süßen Entschluß, der ihm schon lange aus seinen großen Gedanken heraustritt, plötzlich zur vernünftigen That werden — er räht innerlich ein — zwei! — drei! — drückt beide Augen fest zu — ergrüßt und leert seine Tasse mit Todesverachtung in einem Zug — schüttelt sich und pustet so wenig, wie es ihm beim Anbläuen der größten Selbstbesorgnung nur möglich ist und trägt dann mit der allerflüchtigsten Armenfünderne in die allgemeine Schweigsamkeit hinein; „Wirklich, eine delikate Tasse Thee!“

O Georg, wo sind deine Grundsätze von der Ehrlichkeit geblieben?!

Aber diese Selbstverleugung — dieser seltene Opfermuth verhalten nur dem guten Georg zu einem strahlenden Dantbild über und einem warmen Händchendruck unter dem Tische, — dem armen Gretel nützen sie nichts, denn schon hat die Großmutter ein Schilchen aus ihrer Tasse getrunken und geschüttelt, daß die silbernen Waden in eine nie geahnte Aufregung gerathen und Werr! und Pus! und sogar Hi! gejagt und die Tasse so schnell niedergesetzt, daß sie zwei Tropfen daraus auf die saubere Damastserviette schüttet, was der Großmutter noch nie passirt ist — und jetzt wendet sie sich an die zitternde Schilbige: „Kind, was hast Du uns da für ein abentheuerliches Getränk zusammengebracht! — Solchen Thee habe ich in meinem Leben nicht getrunken.“

Georgs Opfermuth und „delikate Tasse Thee“ hat also das Urtheil der Großmutter nicht im geringsten befohlen — armes Gretchen! — ja, sie weint bitterlich und kann vor Schluchzen kein Wort sagen.

Aber von all den anderen drei Dutzend und einigen paar Lippen ist der Baum gewichen und bunt schwoert es durcheinander: „Bitter wie Linte!“ — „Nein, wie Aelchintur!“ — „Die reine Dohngalle!“ — „Das Du bist schon mal Dohngalle getrunken!“ — „Nein, aber ich habe die seidenen Bänder von meinem Sommerhute darin gewaschen!“ — „Ja, freilich, da mußst Du es wissen, wie Dohngalle schmeckt!“ — „Ja, freilich, da — weiter — bis Tante Johanna das entlegliche Wort hauch: Grünpan — ich bin vergiftet!“ und zitternd wie Espenlaub in ihrem Stuhl zurücksinkt.

„Grünpan!“ haucherts von zwei Dutzend Lippenpaaren. „Der Morphium!“ fröhelt Daniel Peter, — es ist im berliner Deum einmal eine ganze Hochzeitsgesellschaft durch Morphium im Kaffee vergiftet!“

„Du! Morphium!“ fröhelt das andere Dutzend Lippenpaare Daniel Peter nach.

„Ja, was einer Kaffeegesellschaft mit Morphium passiren konnte, paßt auch auf eine Theegesellschaft!“

„Nein, ich bleibe bei Grünpan stehen!“ hauchte Tante Johanna wieder.

„Und warum denn, wenn ich fragen darf, Frau Schmögerin?“ fragt Daniel Peter ziemlich hart; „warum halten Sie mein Morphium für unmöglich?“

„Unmöglich nicht, Herr Schwager,“ und Tante Johanna's Hauch klingt schon etwas herberlich lässl, „aber nicht so wahrscheinlich wie Grünpan. Morphium ist nur auf ein ärztliches Rezept oder ein polizeiliches Todentopfs-Arztel in der Apotheke zu bekommen, und Grünpan kann sich jedes Kind selbst machen!“

„Wie so denn?“ fragt Daniel Peter mit einem matten Versuch zu einem ungläubigen Wachen. Daniel Peter ist in der ganzen Familie als der Unpraktikus im gewöhnlichen Leben, dafür aber als feiner Bankier bekannt.

„Man kocht Himbeermarmelade in einer kupfernen Kasserolle und läßt sie über Nacht in diesem Gefäß stehen, — am andern Morgen hat sich der schönste Grünpan gebildet — das weiß jede Köchin!“

Dieser eilige Hauch aus Tante Johanna's Munde und besonders jebes Köchin“ haben Daniel Peter aufs ärgste gereizt — er, der schon noch ganz blas vor Morphiumangst war, erglüht jetzt zum tollendsten Trutzfaß: „Jedes Kind, Madame, kann Grünpan machen?“ — „Können Sie Ihre Himbeermarmelade von jedem Kinde kochen?“

„O, mein Herr,“ — und es ist gerade, als wenn Tante Johanna am Morph. residirt und von dorthier ihre Worte wehen läßt — „hier ist noch ein anderes Grünpanrezept, das nicht allein jedes Kind — das sogar Sie — Sie selber machen können. Nehmen Sie einen Dreier und legen Sie ihn vierundzwanzig Stunden in Essig und dann — dann —“ aber die arme Tante Johanna bekommt vor Aufregung einen Weintrampf und kann vor lauter Schluchzen Daniel Peter nicht vollständig herschmettern.

„Ja, man hat Beispiele gehabt,“ sagte Tante Renore, die zu der Großeltern silberner Hochzeit ein Gebicht gemacht hat und die als die einzige poetische Tante in der Familie natürlich die entwickelteste Phantasie besitzt, — „man hat Beispiele gehabt, daß ein ganzes Regiment Soldaten vergiftet wurde, weil ein einziger kupferhaltiger Uniformknopf in den Kessel mit Sauertohl gefallen war!“ Und Tante Renore wendet sich auf ihrem Stuhl, als habe sie den großen Regimentstffel voll Grünpan verzehrt.

„Unium!“ sagte die Großmutter nicht ohne Strenge; sie hat leise und in ihrer alten ruhigen klaren Weise mit dem lieben Alten gesprochen und war dann an einen Augenblick in die Küche gegangen. „Unium, Vore, Du wirst uns mit Deiner tollen Vergiftungssucht noch antreffen. Es mag nun mit dem Thee eine Bewandniß haben, welche es will, Vorrecht ist in keinem Fall schädlich. Ich habe den Johann zum Doktor geschickt und der Christine gesagt, sie soll uns schnell einige Quart Milch besorgen, das ist das erste Mittel bei solchen Gelegenheiten?“

Am An haben Daniel Peter die eine und Tante Johanna die andere Sahnenfame ergriffen und an den Mund gesetzt — so sehr auch Tante Renore um ein einziges kleines Schilchen sieht. Sie lassen die Stimmen nicht eher fahren, als bis ihr kostbares Präservativmittel bis auf den letzten Tropfen über die eigene theure Krone gestritten ist.

„Spürt denn schon jemand ein Uebelbefinden — Unbefagen!“ fragt der Großvater.

„O! ich! — ich! — ich auch! mir ist sehr übel! — ich bin zum Sterben krank!“ ächzt und weint und wimmert und sieht es von allen Seiten — ja es fehlt schon nicht mehr an konvulsivischen Zuckungen und Vorbereitungen zu Krämpfen.

„So jung sterben zu müssen,“ seufzt Cousine Neuchen, — „und ich sollte in der andern Woche zum ersten Mal auf einen öffentlichen Ball gehen, das Ballkleid ist schon gemacht!“ und sie läßt ihren Tränenstrom an Cousine Winda's theilnehmendem Busen den freisten Lauf!

„Alles Blut in meinen Adern ist schon gährend Drachengift — Milch! Milch!“ ruft Daniel Ferdinand, den der Doctor als angeheuer Hypochonder im vergangenen Sommer in eine Kaltwasserheilanstalt schickte.

„Milch! Milch! Milch!“ wiederholt der Chor.

„Mama, mir ist schon ganz dunkel vor den Augen!“ wimmert Cousine Lieschen und birgt das thranenmoße Gesicht im Schooße der Mutter.

Auch dem guten Georg ist nicht allzumut zu Muth — ja, ihm ist sogar sehr — sehr übel. Wir sehen hieraus wenigstens mit Genugthuung, daß Georg auf dem besten Wege ist, zur Ehrlichkeit zurückzukehren. Aber er fragt nicht mit einem lauten Wort — nicht mit einem: „O weh!“ oder „Ach!“ — das hieße ja das arme liebe Gretchen anlagern, die todtenblau und zitternd neben ihm steht, den Blick starr auf die unheilvolle Theekanne gerichtet.

Selbst die Großmutter nimmt einige Tropfen Rum auf Zucker, das ist ihr allersüßstes Hausmittelchen — und richtig, der fatale bitterliche Geschmack muß ihm weichen. O, welche Sehnsucht Georgs Junge und Wagen nach einer gelinden Herzensstärkung haben — aber sie verzichten nach einem neuen Blick auf das arme blasse Gretel — der gute Georg.

Die Großmutter nimmt die Theekanne und gießt alles Wasser

in den Sphnap. Dann schüttet sie die dampfenden dunkelgrünen Blätter, die fast zum Brei aufgeweicht sind, auf einen Keller und rührt sie kopfschüttelnd mit dem Theelöffel um. Sie rührt an der Blättermasse und schüttelt nur noch verwundert mit dem Kopf: „Keine Spur Begegnung!“

Jetzt tritt die Christine mit einem großen Blechquartopfe voll Milch in's Zimmer — o, wie Daniel Peter und Tante Johanna und Daniel Ferdinand und Tante Renore und all' die Andern über Christine und ihre Milch fersallen — ein quader halbes Quart ist schon auf den Fußboden und über ein Dutzend Kleider und Haubenbänder und Röcke und Westen ausgegüßelt! — o weh! es kam noch schlimmer kommen, denn Tante Johanna bearbeitet mit ihrem spitzen Elßbogen und mit bemundernswürdiger Kraft und Ausdauer Daniel Peters Röcke, während er so glücklich ist, den Raub des gelben Milchtopfes an den Lippen zu haben und das rettende Maß in vollen Zügen zu trinken, ohne seine etwas breite und sehr runde schwarze Alasweste durch zwei an den Mundwinkeln niederliegende weiße Ströme bewässert — nein, Nezept vor der Wahrheit und der Milchschrift — bemüht zu süßeln! Und jetzt fängt Tante Renore in ihrer Angst gar noch an, auf die breite runde Alasweste mit zwei kramprast geballten Fäustchen energisch loszutrommeln. . . . Können wir es unter dieser heftigen Bearbeitung dem armen Daniel Peter verdenken, wenn er plötzlich mit seinem Munde gerade so thut, als wäre er ein ehrlicher Schneidmesser und habe einen neuen Stoß vor sich liegen und ein glühendes Bügeleisen in der rechten Hand — und einen überaus feinen Staubregen von sich sprüht, nur daß dieser Sprühregen weiß wie Milch ist? — Nein, im Gegentheil, wir bewundern Daniel Peter sogar, daß er so glimpflich und bescheiden spricht und nicht wie ein kleiner Beiw.

„Halt! Kinder — halt!“ sagt die Großmutter in ihrer bestimmenden Weise, „so geht das nicht, ihr werdet den Milchtopf noch zerbrechen und alle Milch in die Stube schütten. Dort stehen Gläser, Christian, wir nehmen jeden ein Glas einschenken, so weit die Milch reicht. Wer hat am meisten von dem unglückseligen Thee getrunken?“

„Georg! Georg!“ schreit Gretchen da hell auf und schlägt ihre Arme um Georgs Hals und drückt ihr blaßes Gesichtchen an seine Wangen und schlägt zum Erbarmen: „O, mein Gott! — mein Gott! — Du hast eine ganze Tasse getrunken, mein Georg, und ich weiß es sehr gut, Du trankst das entlegliche Getränk nur mir zu Liebe — und ich — ich Unglückliche habe Dich vergiftet. Du mein einzig Geliebter!“

„Nein, nein, mein süßes Mädchen, mir ist ganz wohl!“ und Georg umschlingt sein süßes Mädchen und zieht ihr banges, von Thränen übertröntes Gesichtchen zu sich nieder und drückt einen langen, langen Kuß auf ihre zitternden Lippen — die beiden armen, glücklichen Kinder haben in diesem Augenblick alles — alles um sich herum vergessen!

„Was ist das?“ sagt Tante Helene, Georgs Mutter, mit ihrem finsternen Regenwettergesicht.

„Wie es scheint — ein Liebespaar!“ und der Großmutter liebes klare Gesicht strahlt wie eitel Sonnenchein.

„Ich will nicht hoffen — davon kann keine Rede sein!“ sagt Daniel Hans, Georgs Vater, und er hat in aller Bewundrigkeit seine Engros-Geschäftskleime angelegt.

„Und warum denn nicht, Herr Schwiegersohn?“ fragt die Großmutter.

„Die Antwort scheint mir sehr einfach zu sein, Frau Mama!“ Diese Worte sind mit einem wahren Engros-Geschäfts-Achschneiden begleitet.

„Später mehr davon, Herr Sohn, wenn wir unsere Vergiftungsgeschichte überunden haben!“ Die Großmutter wickelt dabei eines der dampfenden, dunkelgrünen Blätter bescheiden auseinander, beachtet es lange durch ihr Augenglas und schüttelt wieder nachdenklich den Kopf.

Gretchen ist schon bei den ersten Worten von Georgs Vater schluchzend aus dem Zimmer geeilt; ihr Gesicht glühte durch die vorgehaltenen Hände wie mit Purpur überzogen. Georg will ihr folgen, — ein Blick des Vaters und sein bestimmtes: „Georg, Du bleibst und trinkst gleich Dein Glas Milch aus!“ hält ihn zurück. Er stellt sich in die Fensterstiege und drückt die brennende Stin gegen die Eisthüren an den Seiten.

Die Vergiftungsgeschichte war durch das improvisirte Liebesintermezzo fast auf einige Sekunden in den Hintergrund

gebrängt, steht aber schon längst wieder in voller Blüthe dicht an den Lippen. Sie wird reich illustriert durch Händeringen, Zuckungen, Ohnmachten, Thränenströme, Krämpfe und sonstige in solchem Falle übliche Gesten und accompagnirt von allen bisher bekannten und noch einigen anderen gemeinen — gemütherten — geächzten — geschluchzen — geschrien — gedonnerten u. s. w. Ausbrüchen von Ach! an — bis zum Keulch aus!

Der Großvater und die Großmutter und die wenigen besonnenen Köpfe haben vergebens zur Ruhe und Vernunft gemahnt; außer dem abscheulichen Geschmack des Thees liegt durchaus keine Ursache zur Giftbestimmung vor — vergebens! Selbst der Beneiz, daß kein Dreier im Thee gegeben wurde, konnte Tante Johanna nicht vom Grünpan zurückbringen und dem Morphium-Daniel Peter nur ein kläglich-trumpfendes Köcheln abgeben.

Die Großmutter prüft noch immer nachdenklich das eine, auf ihrem Daumennagel glatt gefrisene Blättchen — plötzlich blüht ein Gedanke hell über ihr Gesicht: „Sollte das Kind bei dem falschen Papier gewesen sein?“ Schnell steigt sie auf und geht mit einem Blick in das Nebenzimmer.

„Was denkst Du, liebe Alte?“ ruft ihr der Großvater nach.

„Gleich bin ich wieder da, ich muß erst Gewißheit haben!“ tönt es aus dem Nebenzimmer zurück, aber so zuversichtlich freudig.

Schon steht die Großmutter wieder mit einem zusammengelegten, dunkelgrauen Papier in der Hand in der offenen Thür, und diese Hand zittert vor innerer Bewegung der alten Frau. Ihr Auge lächelt, aber durch einen feinen Schleier, — ihre Stimme jubelt in heller, dankbarer Freude — und best doch wieder vor Wehmuth und Mißthung, da sie sagt: „Laßt die Milch ruhig stehen und trocknet die Anglithränen, Kinder, ihr habt den allernützlichsten Thee getrunken. Kommt Du das, lieber Alte?“ Und dabei schlägt sie das Papier aneinander und hält es ihrem lieben Alten hin.

Verwundert schaut der Großvater einige dürre, blattlose Stielchen und seine graugrünen Blättchen an — dann sagt er kopfschüttelnd: „Ich glaube nicht, liebe Alte, daß ich dies jemals gesehen habe!“

„Und doch trug Deine Wäbette einst diese Stielchen und Blättchen in ihrem Haar — als einen süßen grünen Kranz!“

„Großmutter's Brautkranz!“

„Ja, Kinder, ihr habt heute von der Großmutter bräutlichem Wyrtenkranz Thee getrunken!“

Jetzt blüht wirklich eine Thräne aus dem lächelnden Auge der Großmutter auf die weissen Fetzen nieder. Dann fährt die alte Frau fort: „Im Raufchen eines halben Jahrs hundert waren die Blätter nach und nach abgelaufen und die Stiele hatten sich gelöst; ich konnte mich aber noch immer nicht von diesem lieben Erinnerungsgelichen an den glücklichsten Tag meines Lebens trennen, — da hat Gretel vorhin im Dunkeln die Papiere verworfen und —“

„Laß gut sein, liebe Alte,“ sagt der Großvater herzlich und unarmt und läßt die Großmutter mit schimmernden Augen, — „laß gut sein, daß der alte Brautkranz mit den braunen Federn vorüber ist, dafür grüht in unseren alten Herzen ein ewig junger Brautkranz fort — und über's Jahr, so Gott will, legen wir zu diesen dürren Stielchen und dem silbernen Hochzeitskranz einen goldenen!“

Beide mit einander redend gehen die Großeltern einige Mal im Zimmer auf und ab; dabei nickt die Großmutter dem armen Georg gar liebevoll zu, wenn sie an seine Fensterstiege kommt.

Im dem großen Zimmer ist es still, — niemand findet das rechte Wort, bis die Großmutter wieder in der Sperracke sitzt und lächelnd und nickend an den Tisch herum schaut und in ihrer alten frohen Weise sagt: „Das war eine tolle Vergiftungsgeschichte, — wir haben dem lieben Gott aber aus vollem Herzen zu danken, daß er alles so wohl und keiter binangewickelt hat. Dordan, gebe hinaus und berichte mein armes süßes Gretel und barm Traun was draussen einen neuen guten Thee, nehmt aber ein Licht mit, wenn ihr das blaue Theepapier aus dem Gefäßchen holt. Nachher besorge mit der Christine das Abendbrot. Die Theekanne laß nur stehen, Kind, draussen sind noch alte große Theetöpfe. Deine Tante Renore würde bei der silbernen Kanne doch wieder an den

